

IDENTITÄT

btb btb

MITHU SANYAL

**»Unbedingt lesen. Wirklich unbedingt lesen.
Und wenn Sie das ganze Jahr gar
nichts anderes lesen: Dieses Buch lesen!«**

3SAT BUCHZEIT

Es sind die 2020er Jahre, es ist kompliziert. Und es gibt einen Skandal: Saraswati ist weiß! Dabei beschrieb sich die berühmte Professorin als Person of Colour. Für ihre Studierende Nivedita bricht eine Welt zusammen ...

Mit beglückender Selbstironie und befreiendem Wissen erzählt »Identitti« davon, was uns alle ausmacht.

»Was tun mit dem ganzen Ärger über Cancel-Culture und infektiöse Selbstgerechtigkeit? Weglesen, weglachen.«

DIE ZEIT

»Was für eine gnadenlos witzige Identitätssuche, die nichts und niemanden schont. Man ist nach der Lektüre nicht bloß schlauer – sondern auch garantiert besser gelaunt.«

ALINA BRONSKY



IDENTITÄT

MITHU SANYAL

ROMAN

btb

MITHU SANYAL

IDENTITY

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

FÜR DURGA – UND MATTI



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2023
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von Peter-Andreas Hassiepen, München
unter Verwendung eines Motivs von © Raja Ravi Varma, Kali (vor 1906)
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöfßneck

MSP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77253-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

STRANGE FRUIT

1

Der Tag, an dem die Hölle ihre Schlünde öffnete und heulende Furien ausspie, fing an wie ein ganz normaler Tag, wenn ein normaler Tag mit einer Rakete anfängt.

Das ist keine Rakete, das ist ein Satellit, las Nivedita, zumindest interpretierte sie die WhatsApp ihrer Cousine Priti so. Was Priti tatsächlich geschrieben hatte, war: tisNOrukula issSATELLITE!!! und dazu ein Emoji, das aussah wie ein Bund Spargel. Nivedita schaute an den neunzehn Betonetagen des Deutschlands funks hoch, die prekär auf einem winzigen Sockel balancierten, der sich zum Rest des Funkhauses verhielt wie der Feuerschweif auf grafischen Darstellungen des Rückstoßprinzips zum Flugkörper, und textete zurück: Eindeutig eine Rakete!

An der Spitze des Gebäudes, da, wo sich bei Saturn V die Apollokapsel befunden hatte, formten Eisenstreben einen Pyramidenpfahl in den gleißend grauen Himmel und Nivedita fühlte sich gleichzeitig erhaben und winzig angesichts dieses Betonraumschiffs, über dessen Eingang in blauen Buchstaben stand: *Die Nachrichten.*

Stell dir vor, du wärst eine Terroristin, die schon mehrere Menschen umgebracht hat, riet ihr die nächste WhatsApp von Priti in einer noch fantasievolleren Ansammlung von Buchstaben, oder dass du eine Terroristin bist, die schon gefaked hat, she'd kill

led loads of Leute. Dann ist das hier ein Klacks. Und ein paar Sekunden später: A small step for you, a big step for humankind
ROFL LMAO.

Die Glastüren glitten lautlos vor Nivedita auf, sie betrat die heiligen Hallen des Deutschlandfunks. Es roch nach Kerzenwachs und Kunstleder wie bei einer Mischung aus Finanzamt und Geheimdienst, falls der Bundesnachrichtendienst so roch, wie James-Bond-Filme aussahen. Durch die Glasscheibe hatte sie nur den Anzug des Pförtners gesehen und erschrak, als er den Kopf hob, weil er nicht älter war als sie. Doch durch sein bisschen schwarze Dienstkleidung gehörte er zu einer anderen Generation und tanzte zu einer anderen inneren Trommel, es sei denn, er zog sein korrektes Jackett aus oder Nivedita ihre Mischung aus radical chic und seriös – was in vollkommener Unkenntnis der Codes bedeutete, dass sie ihre langen schwarzen Haare am Morgen zu einem Gretchenzopf geflochten hatte, der sich seitdem in stummem, aber entschlossenem Protest Strähne für Strähne auflöste. »Ich soll zu meinem Blog interviewt werden«, sagte sie den Satz, den sie die ganze Zugfahrt über auswendig gelernt hatte.

Der Pförtner entgegnete kryptisch: »Wo?«

»Äh ... hier ...?«

Er sah sie väterlich an. »Nein, was ist der Name der Redaktion?«

Einen Augenblick lang konnte sich Nivedita nicht einmal erinnern, was ihr eigener Name war. Sie fühlte sich wie ein schräg zugezogener Reißverschluss: verhakt und verrutscht. Dann klingelte das nachtblaue Festnetztelefon auf der Theke und rettete sie.

»Nivedita Anand«, sagte sie im selben Moment, in dem er auflegte und verkündete: »Sie werden abgeholt.«

Sie tat, was sie immer tat, wenn sie sich einer Situation nicht gewachsen fühlte, und ging aufs Klo. Nicht weil sie sich nach

einem Quadratmeter Privatsphäre sehnte, sondern um in den Spiegel zu schauen und zu kontrollieren, ob sie noch da war. Auf dem Milchglas der Toilettenür stand: »Frau [ahd. Frouwa ›Herin‹, ›Gebietlerin‹], weibl. erwachsener Mensch. Die Wesensdefinition der F. variiert ja nach geograph. Raum, histor. Epoche sowie Gesellschafts- und Kulturtypus.«

»Bist du drin?«, fragte Priti.

»Ja«, raunte Nivedita.

»Warum gehst du dann ans Handy?«

Gespräche mit Priti verliefen immer nach Pritis Regeln, gleich würde ihr bestimmt einfallen, dass sie Wichtigeres zu tun hatte als mit Nivedita zu plaudern, auch wenn sie selbst angerufen hatte. Vor allem dann. Deshalb machte sich Nivedita nicht die Mühe, sich oder irgendetwas zu erklären, sondern sagte nur: »Du solltest das Klo hier sehen, das ist ein Proseminar in Germanistik.«

»That's the spirit!«, stimmte Priti resolut zu. »Fühl dich superior zu das toilet und dann ... wait! ... Something's come up, Niv.« Wenn Priti Nivedita wohlgesonnen war, nannte sie sie Niv, ausgesprochen wie der irische Vorname Niamh, der Nieve ausgesprochen wurde. Priti kam aus Birmingham und mochte das, nicht weil man sich in Birmingham besonders mit irischen Frauennamen ausgekannt hätte, sondern weil sie damit Differenz markieren konnte. *Als hätte irgendjemand zu bezweifeln gewagt, dass Priti Anders mit großem O wie Other war!* Solange sie Nivedita mit dem Sternentaub ihrer Anerkennung besprenkelte, fühlte sich Nivedita ebenfalls bemerkenswert und nicht merkwürdig. Nur konnte Pritis Laune jederzeit umschlagen, und in weniger großzügiger Stimmung nannte sie Nivedita Nivea, wie die weiße Hautcreme-Marke, die regelmäßig mit rassistischer Werbung Skandale auslöste.

»Shit!«

»Priti?«

»Gotta go. Rufe dich später zurück!«

Nivedita tippte auf das rote Telefonhörer-Icon und warf einen tiefen Blick in ihre eigenen Augen, der ihr so gut wie nichts verriet. Sie wünschte inständig, sich von außen sehen zu können, so wie andere sie sahen. Doch war sie genau dazu nicht in der Lage. Sie konnte sich noch nicht einmal so sehen, wie sie sich selbst sah. Aber sie konnte ihren Kajal verwischen, um intellektuellere Schatten um die Augen zu bekommen, also tat sie wenigstens das.

Auf der anderen Seite der Milchglastür wartete eine kleine Frau mit einem großen Hund und sagte: »Willkommen bei Deutschlandfunk Nova, ich bin Verena. Kann ich dich Identitti nennen?«

Verena hatte perfekte Grübchen wenn sie lächelte, und Nivedita stellte sich sofort vor, wie es wäre, mit ihr Sex zu haben. Dann stellte sie sich vor, wie es wäre, mit ihrem Hund Sex zu haben, verlor aber umgehend das Interesse und kehrte zur ersten Überlegung zurück. Das Treppenhaus erinnerte sie wie die Toilette an die Uni – Brutalismus meets Parkhaus –, und sie fühlte sich einen Moment lang wie Freida Pinto in *Slumdog Millionaire*, bis sie in einer spiegelnden Fensterscheibe bemerkte, dass ihr Kajal weniger nach smokey eyes aussah, sondern eher, als hätte sie auf dem Klo geheult.

Im Studio reichte ihr Verena ein absurd großes Paar Kopfhörer. Der Hund legte sich umständlich in eine Ecke und sah sie dabei unverwandt aus melancholischen braunen Augen an, als wolle er sein Mitgefühl für die Gesamtheit der menschlichen Gattung ausdrücken.

»Das ist Mona«, stellte Verena vor und Nivedita berichtigte sich: *sie/ihr Mitgefühl*.

»Hallo Mona«, sagte sie, woraufhin Mona sofort wieder aufstand und zu ihr kam, um sich stoisch streicheln zu lassen.

Auf dem Pult gab eine Ampel kontraintuitive Signale.

Grünes Licht: Warten.

Rotes Licht: Aufnahme läuft!

Verena zog das Mikrofon näher zu sich heran und begann: »Wo kommst du her? Über diese Frage wird heftig debattiert. Rassismus oder nur Interesse? Was dürfen wir noch sagen? Was dürfen wir um keinen Preis sagen? Und was sagt uns das alles? Im Studio ist die Bloggerin Nivedita Anand, laut dem Missy Magazine eine der PoCs, die wir kennen müssen. Nivedita, bevor du uns alle Fragen beantwortest, erklär doch erst einmal die Bezeichnung PoC, ohne die Worte »People« und »of« und »Colour« zu verwenden?«

Nivedita startete Verena an, als hätte sie gesagt: Kannst du atmen, ohne Luft zu holen? Oder kannst du deine Mutter treffen, ohne sie wegen einer völlig unerheblichen Angelegenheit anzuschreien? Oder kannst du an Indien denken, ohne dass dir von der Leere, die sich sofort in dir ausbreitet, schwindelig wird? Dann hörte sie ihre eigene Stimme antworten: »PoCs, das sind die Menschen, die gefragt werden: Wo kommst du her?«

»Und wo kommst du her, Nivedita?«

Langsam fühlte sich Nivedita von Verena und ihren Grübchen verarscht. Sie wusste, dass die Frage lustig gemeint war. Provokation ergab gutes Radio. Aber sie konnte nicht zurückprovokieren, weshalb sie defensiv erwiderte: »Aus dem Internet. Ich lebe im Internet.«

Doch das schien genau die Antwort zu sein, auf die Verena gewartet hatte: »Unter dem Namen Identitti bloggt Nivedita über Identitätspolitik und ...«

»Brüste«, warf Nivedita ein: *Wie du mir, so ich dir*.

»Mehr über Brüste oder mehr über Identitätspolitik?«, jubelte Verena. Und Niveditas Abwehr schmolz in der Sonne ihrer Begeisterung.

»Nicht nur über Brüste, ich blogge auch über ... darf ich im Radio ›Vulva‹ sagen?«

»Lass uns bei Brüsten bleiben.«

»Okay.« Nivedita fragte sich, wie wohl Verenas Brüste aussahen, konzentrierte sich aber sofort wieder auf ... ihre eigenen Brüste. »Alles fing damit an, dass ich ein Foto von meinen Brüste gepostet habe, auf die ich mit Kajal geschrieben hatte: ›Um ihre Loyalität zu zeigen, saugten die Gefolgsleute im keltischen Irland an den Brustwarzen des Königs.««

Verena ließ ihre Grübchen aufblitzen wie zwei hochgestreckte Daumen. »Echt?«

»Keine Ahnung. Meine Cousine Priti hatte das in einer Quizshow gehört und ich fand die Idee von sozialem Brustsaugen super. Aber dann kam sofort ein langer Kommentar von irgendeinem Studienrat, dass die Geschichte nur in der Saga ...«, Nivedita schaute auf ihren Unterarm, auf den sie die wichtigsten Namen und Daten notiert hatte, »... von Fergus Mac Léite aus dem achten Jahrhundert verbrieft und dort ein Witz gewesen sei, aber ich würde ja eh keinen Spaß verstehen, weil ich Gender studierte. Ich schrieb zurück: Ich studiere gar nicht Gender, sondern Postcolonial Studies! Darauf der Oberlehrer: ›Die einzige andere Quelle ist St. Patrick, der behauptet, er habe sich geweigert, die Brustwarzen des heidnischen Königs zu saugen. St. Patrick über Heiden ist so zuverlässig wie Donald Trump über Muslime. Das sollten Sie mit Ihrem postkolonialen Gender wissen!‹ Bevor ich dagegen einen weiteren Kommentar schreiben konnte, sperrte Facebook meinen Account. Wegen der Brustwarzen! Doch da war das Bild bereits so häufig geteilt worden, dass klar war, dass ich weitermachen musste. Ich nenne meine Einträge zwar *Blog*, weil das so schön retro klingt wie ... CD oder Privat-PKW ... oder bürgerliche Ehe, aber genau genommen ist meine Webseite einfach nur das Archiv meiner Threads und

Rants und Posts und Stories und Kommentare, weil die Leute die anscheinend hintereinander lesen wollen wie eine Geschichte, weil wir eben mehr sind als nur verstreute Kommentare zu Identitätspolitik.«

Nivedita spürte, wie sich ihre Brustwarzen unter ihrem T-Shirt aufrichteten, als wollten sie sagen: Das alles hast du uns zu verdanken, gut was?

»Hervorragend«, stimmte Verena ihnen zu. »Kam so der Name Identitti zustande?«

»Nee, zuerst hieß mein Blog *50 Shades of Beige* – wegen meiner Hautfarbe, beige halt.«

»Warum nicht braun?«

»Braun zu sagen, ist rassistisch.«

»Wirklich?«, Verenas Grübchen verschwanden bestürzt.

»Keine Ahnung. Genau darum geht es ja, dass wir keine Sprache für Leute wie uns haben. Schließlich waren wir noch bis vor kurzem verboten.«

»Verboten?«

»Verboten«, bestätigte Nivedita. Wenn sie ganz ehrlich war, war das Referat, das sie an der Uni über die verschiedenen »Rassenmischungs«-Gesetze – oder besser all die Gesetze, die »Rassenmischungen« verboten – gehalten hatte, die wirkliche Geburts ihrer Internetpersona gewesen. So faszinierend Brüste auch waren, nie hätten sie sie zu diesem stetigen Strom an in Wort geronnener Empörung inspiriert. Trotzdem hatte alles mit Sex begonnen. Legalem Sex, illegalem Sex und Sex, der so undenkbar war, dass er die Köpfe der Gesetzgeber zum Explodieren brachte. »Die Nationalsozialisten waren nicht die einzigen, die versuchten, sogenannte Rassenmischungen zu verhindern. In den USA dürfen *Weiß*e und Nicht-*Weiß*e erst seit ...«, wie der achte Nivedita auf ihren Arm, »... 1967 heiraten, in Südafrika erst seit 1985. Und als meine Mutter hier in Deutschland

schwanger war, hat ihr Arzt sie noch gewarnt, dass »Mischlinge« eher zu Depressionen neigen würden. Aber als ich das Simon, meinem ...«, sie zögerte kaum, »... Freund, erzählt habe, sagte er dazu nur: »Du immer mit deinem Identitti.« Und irgendwie hat sich dann »Identitti« durchgesetzt.«

Beim Stichwort Setzen sortierte Mona ihre langen Hundebelie ne auseinander, legte sich jedoch auf einen Wink Verenas wieder hin. »Du schreibst wahlweise unter den Künstlernamen Identitti und Mixed-Race Wonder-Woman. Eine deiner Superkräfte, um die es immer wieder geht, ist, dass du mit Göttern sprechen kannst, zumindest mit einer, nämlich Kali, der hinduistischen Göttin der Zerstörung. Die meisten Beiträge sind Gespräche mit ihr. Warum?«

Genauso gut hätte Verena Nivedita bitten können, in die Tiefen ihrer Seele hinabzutauschen und das Ei mit den letzten Wahrheiten heraufzuholen. Aber selbst wenn das möglich gewesen wäre, hätte es nichts an Niveditas Sprachlosigkeit geändert, schließlich gab es gar kein Ei, sondern höchstens Schale und Flüssigkeit, aus der später einmal eventuell ein Wesen mit Federn werden konnte. Eines der Attribute Kalis waren Federn, doch besaß Kali so viele Attribute, dass Nivedita schon lange aufgegeben hatte, den Überblick zu bewahren. Verena schaute sie erwartungsvoll an. Wie lange bereits? Also sagte Nivedita schnell: »Mit irgendetwem muss ich über diese Dinge reden. Die meisten Leute haben schlicht keine Ahnung davon. Ich ja auch nicht. Deshalb brauche ich jemanden, der mir all das erklärt.«

Aber Verena war gar nicht wirklich an Kali interessiert, sondern brauchte sie nur als Klettergriff für ihre eigentliche Frage: »Jetzt von Göttin zu Göttin: von Kali zu Saraswati. Allerdings nicht zu Saraswati, der indischen Göttin der Weisheit, sondern zu Saraswati, der Professorin an der Heinrich-Heine-Universität

Düsseldorf, bei der du Intercultural Studies und Postkoloniale Theorie studierst.«

Nivedita spürte ihr Herz in ihrem Brustkorb.

»Saraswati, genau.« *Charismati Saraswati*, wie Priti ihre gemeinsamen Professorin immer nannte, doch war Pritis Ironie gespielt, da nicht einmal sie sich Saraswatis Charme und ihrer schieren Intelligenz entziehen konnte.

»Warum eigentlich nur Saraswati, hat sie keinen Nachnamen?«

Nivedita zuckte mit den Achseln, woraufhin der Kopfhörer langsam, aber unaufhaltsam von ihrem Kopf rutschte und nur noch ein Hörer war. »Beyoncé braucht ja auch keinen Nachnamen«, sagte sie und versuchte, den Hörer möglichst geräuschlos wieder hochzuschieben. »Oder ... die Queen.«

»Aber beide *haben* Nachnamen.«

»Richtig, Knowles und ... Habsburg?«

»Windsor«, berichtigte Verena.

»Wie auch immer. Saraswati *hat* bestimmt auch einen Nachnamen, aber sie braucht keinen, weil sie Saraswati *ist* – und jeder sofort weiß, wer gemeint ist.«

»Das ist richtig!«

Nivedita beobachtete fasziniert, wie Verena ein Blatt hob, ohne zu knistern, und davon ablas: »1999 veröffentlichte Saraswati ihr erstes Buch *Decolonize your Soul*, das sofort zu einem Bestseller wurde und ihr später die Professur in Düsseldorf einbrachte. Doch wird sie nicht nur an der Universität gelesen. Saraswati ist Pop. So sehr Pop, dass sie ihr zweites Buch *PopPostKolonialismus* nannte. Und wie es sich für Stars gehört, entzündeten sich an ihr immer wieder heftige Debatten, vor allem in den sozialen Medien.«

Wieder zuckte Nivedita mit den Achseln, hielt den Kopfhörer diesmal jedoch rechtzeitig fest. »Heutzutage ist man kei-

ne ernstzunehmende Intellektuelle, bis man einen Shitstorm bekommen hat.« Und wer Saraswati traf, kam nicht umhin, sie ernst zu nehmen. Niveditas (in Ermangelung einer besseren Bezeichnung) *Beziehungspartner* Simon sagte immer: Priti hat einen angeborenen Kompass für Macht, deshalb wird ihre innere Nadel unbeeinträchtigt von Saraswati angezogen. Ebenso unbeeinträchtigt, wie Nivedita von Saraswatis Versprechen angezogen wurde, ihre Seele zu retten, *Decolonize your Soul*. Genau das versuchte Nivedita, seit sie vor drei Jahren begonnen hatte, bei Saraswati zu studieren.

»Beim Phänomen Saraswati geht es aber nicht nur um die normale Aufregung im Netz. Es gibt auch an der Uni regelmäßig Rassismusrwürfe gegen sie. Und sogar eine gerichtliche Klage bezüglich ihres Umgangs mit *weißen* Studierenden«, wandte Verena ein.

»Die Leute, die Saraswati Rassismus vorwerfen ...« Nivedita liebäugelte damit zu sagen: *sollen an ihren eigenen Brustwarzen saugen*, entschied sich dann aber für: »... verstehen Saraswati nur nicht. Sie verstehen vor allem nicht, was *Weißsein* bei Saraswati bedeutet.« In weniger als vierundzwanzig Stunden würde sich Nivedita wünschen, diesen Satz nie gesagt zu haben.

»Genau davon handelt ihr heißdiskutierter Essay *White Guilt. Warum niemand weiß sein will*«, las Verena von einem weiteren knisterfreien Blatt ab. »Letzten Monat wurde er gleichzeitig im Times Literary Supplement sowie der deutschen und der französischen Ausgabe der *Lettre International* veröffentlicht. Die TLS bewirbt ihn mit dem Satz: »Ein essentieller Text in Zeiten, in denen die Bezeichnung ›alte weiße Männer‹ zu einer Beleidigung geworden ist.« Will wirklich niemand mehr *weiß* sein?»

»Also, ich nicht«, log Nivedita, die sich die Hälfte ihres Lebens nach nichts mehr gesehnt hatte – und die andere Hälfte danach, dunkler zu sein, als sie war. Alles, nur nicht dieses hybride

Halb-und-halb, das durch alle Raster und Kategorien rutschte und so schwer fassbar war, dass selbst der Farbton nach etwas Flüssigem benannt war: Cognac.

»Warum nicht?«

Wo sollte sie anfangen? »Das liegt an der Geschichte des Begriffs. Bis zum siebzehnten Jahrhundert gab es *weiß* überhaupt nicht, außer als Beschreibung für Wolken oder ...« Auf die Schnelle fiel Nivedita nichts anderes ein als: »Schafe. Dann begann der transatlantische Sklavenhandel, den die Europäer natürlich irgendwie legitimieren mussten, man kann ja nicht einfach irgendwohin gehen und Menschen entführen und verhökern. Also erklärten sie, dass die *weiße* Rasse überlegen sei. Und dafür mussten sie diese *weiße* Rasse überhaupt erst einmal *erfinden*.« Nivedita hatte *White Guilt* nicht nur gelesen, sie hatte es wie alle Texte Saraswatis wie eine Bibel inhaliert. »Vorher haben sich Europäer nicht als *Weiße* identifiziert, sondern über den Teil von Europa, aus dem sie kamen, oder über ihre Sprache. Wo bin ich?«

»Weiße Überlegenheit.«

»Genau«, nur dass sie dafür im Seminar das englische Lehnwort verwendeten: White Supremacy. White Supremacy war so etwas wie die Erbsünde in den Postcolonial Studies, das Zentrum des Erdbehens, dessen Erschütterungen noch heute zu spüren waren. »Aus diesen historischen Gründen ist *weiß* untrennbar mit *weißer* Vorherrschaft verbunden. *Weiß* hatte niemals eine andere Bedeutung. Entsprechend können sich *weiße* Menschen auf ihr *Weißsein* auch nicht anders beziehen als durch die Brille *weißer* Herrschaft, es gibt für sie keine spezielle *weiße* Kultur oder *weiße* Musik, weil für sie alles *weiß* ist, wie in einem Schneesturm. Schwarze werden nach wie vor diskriminiert – keine Frage! –, aber gleichzeitig verbinden wir mit Schwarzsein auch Vorstellungen wie Revolution und Subversion und Black Power. Von *Weißsein* dagegen gibt es keine progressiven Vorstel-

lungen. Daraus schließt Saraswati, dass *Weißsein* etwas ist, das auch *Weißer* einschränkt.« Einen Moment lang fühlte sich Nivedita ihrer Professorin so nah, dass sie meinte, Saraswati unvermeidliche Dupatta um ihre eigenen Schultern zu spüren, und die ziehenden Nervenstränge unter dem Schlüsselbein wegen Saraswatis ständiger Primaballerinapose mit weit geöffneten Schultern und hoherhobenem Kopf. Saraswati hatte einmal gesagt: Du hast die Nackenschmerzen hinten, ich habe sie vorne. Also hob Nivedita ihren Kopf und taxierte Verena prüfend mit gesenkten Augenlidern: »Wie ist das für dich? Spürst du, wie dein *Weißsein* dich einschränkt?«

Verena warf einen nackten, ungeschützten Blick zurück und Nivedita dachte: *So macht Saraswati das also.*

2

Auf dem Rückweg zum Kölner Hauptbahnhof überlegte Nivedita, ob sie sich den Moment nur eingebildet hatte. Verena hatte das Gespräch danach zu der ewigen Frage *Wo kommst du her?* zurückgeführt und Nivedita war in ihre Comedy-Routine geschlüpft – »Ich habe einen Monat lang Gespräche mitgeschrieben, bei denen Leute mich gefragt haben: ›Wo kommst du her?‹ Aus Essen. ›Nein, wo kommst du her her?‹ Aus Essen-Frillendorf. ›Nein, wo kommst du wirklich her her her?‹ Aus dem Bauch meiner Mutter? ›Nein, warum bist du braun?‹ –, aber der Höhepunkt des Interviews war eindeutig Niveditas Regelbruch gewesen, als sie die Rollen umgedreht und Verena die Frage zurückgestellt hatte.

Sobald sie aus dem Bus stieg und die schwüle Luft sie so in die Arme schloss, als würde das angekündigte Gewitter nie kom-

men, versuchte sie, Simon anzurufen. Sie hatte irgendwo gelesen, Busse wären Faradaysche Käfige, und stellte sich darum immer vor, dass die Handystrahlung in ihnen von der Stahlkarosserie hin- und hergeworfen wurde, bis sie wie Bleistiftgekritzel den ganzen Raum ausfüllte und alle Passagiere hinter einer grauen Wolke aus Statik verschwanden. Wie die beiden Male zuvor ging nur Simons Voicemail dran: »Ich weiß Ihren Anruf zu schätzen. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht nach dem Signalton, ich werde Sie umgehend zurückrufen.« Nur dass er eben nicht umgehend zurückrief.

Nivedita ging ins Museum Ludwig, um das WLAN zu benutzen, sie mochte fremdes WLAN, das war so demokratisch, und postete auf Instagram und ihrem Blog ein auf der Hinfahrt im Netz gefundenes Foto eines kuscheligen Katzenbabys.

IDENTITÄT:

*Jedes Mal, wenn du einen rassistischen Gedanken denkst,
tötet Gott ein Kätzchen.
Aber keine Sorge:
Es ist keine deutsche Katze!*

Am liebsten hätte sie über das flauschige Katzenköpfchen Madonas Hand als Hand Gottes montiert, entschied sich dann aber aus Bedenken wegen des Copyrights für Simons Hand. Wie sich bald herausstellen würde, hatte Simon ebenfalls ein Copyright auf Gott.

»Warum bist du nicht drangegangen?«, rief Nivedita, als ihr Regionalexpress in den Düsseldorf Hauptbahnhof einfuhr.

»Ich gehe doch jetzt dran«, antwortete Simon mit dieser Stimme, die ihr wie immer unter die Haut ging. Seine weiteren

Ausführungen wurden vom Schaffner übertönt, der alle erdenkbaren Anschlussmöglichkeiten für alle erdenkbaren Verbindungen aufzählte. Die Türen öffneten sich lautstark, das Gleis war noch lautstärker, und als sie Simon endlich wieder verstehen konnte, sagte er: »Mein Handy war leise gestellt«, als wäre sein Handy ihrer Umgebung überlegen.

»Aber wir waren vor drei Stunden in Köln verabredet!«

»Ich habe meinen Termin bei Campact vorbereitet und die Zeit vergessen.«

Eine Welle von Eifersucht auf Simons Selbstgenügsamkeit schwappte durch Nivedita. Sie übersetzte sich seine Erwiderung mit *Ich habe Jura studiert und werde einmal die Menschenrechte retten, das ist wichtiger als dein bisschen Seelenretten*, oder kürzer: *Ich bin dir wichtiger als du mir*.

»Aber ich war im Radio!«, heulte sie auf.

»Aha«, sagte Simon.

Nivedita spürte, wie ihre Verletzung in Gereiztheit umschlug. »Was?«

Nichts.

»WAS?!?«

Ein junger Mann mit einem Einkaufstrolley aus Lastwagenplane schaute forschend zu ihr herüber, doch anscheinend war es in Ordnung, laut zu brüllen, solange man sich dabei eine Hand ans Ohr hielt.

»Ich höre, dass du eine Menge Aufmerksamkeit brauchst«, sagte Simon mit farbloser Stimme.

»Fein, DANN GIB MIR DIESE AUFMERKSAMKEIT DOCH!«

»Wo hast du gelernt, dass Leute besonders nett zu dir sind, wenn du sie anschreist?«

»Dein Lover kommt nicht damit klar, wenn du Erfolg hast«, würde Priti später sagen, das war ihre Standardanalyse von Be-

ziehungskonflikten. Nivedita dagegen war so wund davon, dass ihr Leute ständig sagten, wer sie sei und was sie denke und warum sie gerne Reis esse, dass sie nie dazu in der Lage war, irgendwelche Motivationen bei anderen zu diagnostizieren.

Bitte frag mich, wie es gelaufen ist, dachte sie so laut sie konnte. Aber Simon war damit beschäftigt, Simon zu sein. Ein anderer Anruf klopfte im Handy. Nivedita ignorierte das Piepen an ihrem Ohr und den körperwarmen Nieselregen, der sich wie ein Atemhauch über den telefonfreien Rest ihres Gesichts legte, als sie auf den Bertha-von-Suttner-Platz hinaustrat und ihr Fahrrad aufschloss. Simon schwieg noch immer. Hinter den Wolken räusperte sich ein kleinlauter Donner und schwieg dann einfach ebenfalls.

»Hast du meinen neuesten Post gesehen?«, fragte sie schließlich, um zu irgendeiner Form von Kontakt zurückzukehren. Und machte damit – unglaublich, aber wahr – alles noch viel schlimmer.

Es war die Tageszeit, zu der man das Licht anmacht und der Raum dadurch dunkler wird. Nivedita stieß die Tür ihrer WG auf und rief »Ich bin wieder da« in die leere Wohnung hinein, die ihre Stimme verschluckte wie vorher die schallisolierten Wände des Radiostudios, nur dass hier keine fröhliche Verena mit melancholischem Monahund auf sie wartete. Ein Blick in das Zimmer neben der Küche bestätigte, dass ihre erste Mitbewohnerin nicht zu Hause war. Ein weiterer hinter die Tür mit dem Mandala, dass ihre in jeder Beziehung zweite Mitbewohnerin ebenfalls nicht da war. Nivedita kämpfte sich durch die durchwachten Pappverpackungen und unidentifizierbar bedruckten Gläser im Kühlschrank, bis sie einen Rest Käse fand, den sie auf einen einsamen Keks rieb, bevor sie merkte, dass sie keinen Hunger hatte. Auf dem Küchentisch begann ihre Tasche

zu vibrieren. Sie versuchte, das Handy zu ignorieren, um Simon zu zeigen, dass sie nicht auf seinen Anruf wartete. Da sie ihm jedoch zutraute, einfach aufzulegen und es nicht weiter zu versuchen, ging sie nach erschreckend kurzer Zeit doch dran. Die Stimme am anderen Ende war angemessen zerknirscht. Der Haaken war, dass es nicht Simons Stimme war.

»Nivi?«, schluchzte Priti.

»Was ist passiert?«, fragte Nivedita erschrocken.

Priti schnitt ihr das Wort ab: »Nivi?«

»Am Telefon. Was ist los?«

»Nivi?«, sagte Priti zum dritten Mal, und Nivedita beschloss, beim vierten Mal einfach zu schreien. Sie klemmte das Handy zwischen Ohr und Schulter, griff ihre Tasche und ein Glas Wasser und bahnte sich mit dem Ellbogen einen Weg in ihr Zimmer.

»Ja, ja, Nivedita hier. Jetzt, wo wir das geklärt hätten ...«

Wieder unterbrach sie Priti, doch dieses Mal mit den vier Worten, die bisher noch jedes Krisengespräch eingeleitet hatten.

»There was this boy ...«

Nur dass *Boy* nicht wirklich zutreffend war, da Saraswatis Bruder dem Rentenalter näher war als der Pubertät. »Old but gold.«

»Saraswatis was?«, rief Nivedita und verschüttete beinahe das Wasser über die T-Shirts, die sie am Morgen nach dem Anprobieren auf ihr Bett geworfen hatte.

»Bruder – hörst du mir nicht zu?«

»Saraswatis Bruder?«

»Correct.«

»Saraswatis Bruder?«

»Still correct«, sagte Priti und vergaß beinahe zu schlucken.

»Gold ...?«

»You know: im Bett!«

»Nein, weiß ich nicht, ich wusste noch nicht einmal, dass du

raswati einen Bruder hat! Und bestimmt nicht, wie er im Bett ist!«

»Sure, you only want to get into Saraswati's knickers«, schniefte Priti.

»Sehr lustig, haha. *Saraswatis Bruder?!*«

Später würde Nivedita aus Pritis unzusammenhängenden Erzählungen die Geschichte rekonstruieren, die vielleicht, aber auch nur vielleicht, der Realität entsprach. Priti mochte junge Frauen, ältere Männer und trans Menschen jeden Alters, je konverser desto sexier, und *Saraswatis Bruder* war natürlich ... kontroverser plus. Mit so jemandem, mit ihm, mit diesem Bruder zu schlafen, war wie mit Saraswati zu schlafen und ihr dabei gleichzeitig den blanken Po zu zeigen, denn Saraswati und ihr Bruder hatten Priti zufolge die *gesamten letzten dreißig Jahre* nicht miteinander gesprochen. Und zwar so sehr nicht miteinander gesprochen, dass Saraswati ihm nicht einmal mitgeteilt hatte, dass sie ihren Namen geändert hatte.

Und –

»... her colour.«

Nivedita hatte gedacht, sie hätte den Tiefpunkt des Tages bereits erreicht und alles könne im schlimmsten Fall nur so bleiben, wie es war. Sie hatte sich geirrt.

»Sie hat WAS geändert!?«

»Na, ihre Hautfarbe.«

Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an, bis Nivedita unter den T-Shirts ihren Laptop fand. Als das blaue Licht des Bildschirms endlich auf ihre Bettdecke sickerte wie Milch, vertüpte sie sich wieder und wieder bei ihrem Passwort (»milk«) und gab dann über die hysterischen Pings der hereindrängenden Nachrichten hinweg *Saraswati* und weiß mit der Einstellung *letzte 24 Stunden* ein. Okay. Oh Kali. Okay. VIERUNDACHTZIGTAUSEND Ergebnisse, und jedes davon war wie ein Schlag auf einen anderen neuralgischen Punkt ihres Körpers.

Ihr Magen: *Skandal um Postkolonialismus-Star-Professorin* (Huffington Post vor drei Stunden)

Ihre Schläfe: *Professur unter Vorspiegelung falscher Tatsachen erschlichen* (SPIEGEL ONLINE vor einer Stunde)

Ihr Solarplexus: *Falscher Guru an Düsseldorfer Universität* (taz vor 44 Minuten)

Tausendundeine Fragen stürmten auf Nivedita ein, aber sie hatte nicht genug Atem, um auch nur eine davon zu stellen. Stattdessen hörte sie ihre eigene Stimme, schwebend und hell, als hätte sie Helium inhaliert: »Ich glaube kein Wort.«

»Es gibt auch Bilder«, informierte sie Priti mit vor Tränen dumpfer Stimme, als würde sie gerade in einem nassen Schlammloch versinken.

»Was?«

»Well, Fotos von Saraswati von ... vor der Verwandlung.«

Aber Nivedita hatte sie bereits gefunden. Sie klickte wahllos auf das erste Bild und bereute es sofort. Saraswati sah aus, als wäre sie mit Madonna in ihrer Blond-Ambition-Phase gemischt worden: Die Spitzen ihres Bustiers bohrten sich so aggressiv durch ein Jackett, das damals bestimmt noch unter dem Namen

»Herrensakko« firmiert hatte, dass Passanten Gefahr liefen, sich daran die Augen auszustechen oder das Herz, der einzige Unterschied war, dass ihre hochgegelten Schlafzimmerschlösser nicht platingold waren, sondern aschblond; auf dem nächsten Foto lehnte ein gigantischer Rucksack an ihren weißen Beinen und ihre Beine lehnten am Air-India-Schalter eines deutschen Flughafens (»Das haben sie reinretouchiert. Ich hätte mir Air India damals nie im Leben leisten können«, würde Saraswati ihr später erklären. »Ich bin mit Emirates geflogen.«); das nächste zeigte sie als Siebzehnjährige in einem süddeutschen Wohnzimmer mit Klavier und Couchgarnitur, von der aus ihr ebenfalls jugendlicher Bruder (»Mit DEM hast du geschlafen?«) versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu erheischen. Doch Saraswati, oder besser die Frau, die einmal Saraswati werden würde, fixierte einen Punkt jenseits der Kamera, ihre Lippen zu einem Kussmund gerundet, als hätte sie gerade Foucault gesagt.

COCONUT WOMAN

1

Als Nivedita Saraswati das erste Mal traf, war sie dreißig und Saraswati ein wenig mehr als doppelt so alt.

Nivedita hatte Saraswatis Seminar im kommentierten Vorlesungsverzeichnis dick umkreist. Nur dass Saraswati dort nichts kommentiert hatte, sondern lediglich schrieb: *Kali Studies. Nicht das chemische Element, sondern die Göttin* – und darunter ein Bild von Kali. Von Niveditas Kali. Schwarz und nackt, mit herausgestreckter Zunge und einem Rock aus abgerissenen Armen. Von Kali, mit der Nivedita schon immer endlose Gespräche in ihrem Kopf geführt hatte, wenn die Welt keinen Sinn ergab oder wenn die Welt zu viel Sinn ergab. Von Kali, die sie bis in den Schlaf verfolgt hatte, bis in die Erinnerung an Schlaf, bis in ihre frühesten Träume.

Nivedita war noch zu jung gewesen, um selbst lesen zu können, also musste ihr ihre Mutter *Rotkäppchen* vorgelesen haben. Jedenfalls stand sie mitten im Satz in einem Märchenwald, der verdächtig nach Regenwald aussah (oder hatte ihre Mutter ihr das *Dschungelbuch* vorgelesen?), und aus dem Dickicht winkte ihr eine dunkle Gestalt mit zweien ihrer Arme, während sie mit den anderen beiden die Äste auseinanderbog. Nivedita erkannte Kali sofort als die Göttin, die überall in der Wohnung ihrer Eltern herumhing und stand und sogar auf dem Armaturenbrett

des Familienautos klebte und beim Fahren immer mit ihrem Kopf und den erhobenen Armen wackelte, und stellte die Frage, die ihr, seit sie sie das erste Mal mit dem Finger angestupst hatte, um sie zum Leben zu erwecken, auf dem Herzen brannte: »Warum hast du so viele Arme, Kali?«

Kalis Lächeln ließ ihre lange rote Zunge aus ihrem Mund rollen. »Um dich besser umarmen zu können.«

Kali Studies war wie eine Nachricht aus dieser Welt ihrer Kindheit, als Identitäten der Stoff von Märchen gewesen waren, in denen alles möglich schien und – nur damit es nicht zu harmlos wurde – eine stets zu Unfug aufgelegte Horde Dschinnis alle Normen auf den Kopf stellte und alle Werte remixte. Nivedita, neu von Essen nach Düsseldorf gezogen, neu in ihrer WG, neu im Masterstudiengang Intercultural Studies/Postkoloniale Theorie, begrüßte diesen Splitter Vertrautheit mit der ganzen Inbrunst ihrer Befremdung.

»Kali Studies?«, wiederholte Priti, mit der sie damals vor drei Jahren in nahezu jeder Nacht skypte, weil Priti gerade ebenso neu in London gestrandet war, um am King's College War Studies zu studieren (in Wirklichkeit war Priti nicht für War Studies angenommen worden und studierte stattdessen Germanistik, aber das fand Nivedita erst heraus, als es bereits zu spät war). Hier sind alle destined, in den Civil Service zu gehen«, erklärte Priti unverdrossen. »Oder into Government. Während ihr ... was kann man mit Kali Studies werden?«

Ein Klopfen an der Tür ersparte Nivedita die Antwort.

»Ja?«

»Ja, ich meine, meinst du, wir sollten da hingehen?«, fragte ihre zweite Mitbewohnerin Charlotte – genannt, wie hätte es sich anders sein können, Lotte – mit glühenden Wangen und bereits mitten im Gespräch, bevor sie richtig hereingekommen war. Lotte war eine dieser Giraffenfrauen, groß mit langen Ar-

men und langem Torso, der fast ohne erkennbare Taille in ihre langen Beine übergang, so dass sie stets eher elegant als erotisch wirkte. Und Priti, die Menschen nach ihrem Sexappeal kategorisierte, hielt sich nicht zurück, ihre Einschätzung visuell kundzutun. Nivedita kippte den Bildschirm ihres Laptops, auf dem Priti dazu den Zeigefinger einmal, zweimal, dreimal quer über ihre Kehle zog, möglichst unauffällig aus Lottes Blickfeld, während sich ein Strom von Informationen über sie ergoss: Seminarräume, Uhrzeiten, Wochentage, so dass es eine Weile dauerte, bis sie herausfand, von welchem Seminar Lotte überhaupt sprach. Als dann der magische Name fiel, erwischte er Nivedita unerwartet.

Sie hatte gedacht, dass nur sie sich für Kali interessierte, und ihre Intimität mit der indischen Göttin auf die unbekannte Saraswati übertragen, so dass beide in ihrem Kopf zu einer Person verschmolzen waren und gesprochen hatten, Nivedita in ihre Arme zu schließen. Es fühlte sich an, als hätte Lotte sie bei besonders kinky Sexspielen ertappt.

»Nicht Kinky Studies, Kali Studies«, berichtete Lotte und wusste natürlich bereits alles darüber, zumindest über die Professorin. »Sie ist Kult«, verkündete sie und versuchte, eine dramatische Pause einzulegen, doch die Worte drängten zu heftig aus ihr heraus. »Alle reden von ihr, Nivedita! Ich meine: Alle! Hast du ihren Auftritt bei Maischberger gesehen? Oder war das Markus Lanz? Wahrscheinlich beide. Ich habe nur Angst, dass wir nicht mehr reinkommen.«

Also radelte Nivedita zwei Tage später zusammen mit Lotte zur Uni und wartete in einem brechend vollen Seminarraum auf die Ankunft der sagenhaften Saraswati. Doch die ließ sich Zeit.

Eine Viertelstunde nach der akademischen Viertelstunde stürmte sie schließlich mit wehender Dupatta herein, schleu-

terte ihre Ledertasche aufs Pult und verharrte einen Atemzug lang mit dem Rücken zu ihnen vor der Tafel, als müsse sie sich erst sammeln, bevor sie sich dem Seminar stellte wie einer Herausforderung. Ihr Haar lag lang und schwarz und schwer auf ihrem Nacken und ließ Niveditas eigenen Nacken bis hinunter zwischen die Schulterblätter prickeln in Erinnerung an das Streicheln der Borsten auf ihrer Haut, wenn Priti ihr die Haare büstelte, ein synästhetisches Ganzkörpererlebnis, das sonst nur Regen auf fließendem Wasser in Nivedita auslöste, oder die Bilder von Amrita Sher-Gil, oder Marihuana.

Saraswati drehte sich perfekt durchchoreografiert um, hob die Brille, die an einer Kette um ihren Hals baumelte, vor die Augen und begutachtete mit gerunzelter Stirn die Reihen von Studierenden: »Okay, erst einmal alle *Weißten* raus.«

Schweigen, während sich alle fragten, ob sie richtig gehört hatten.

»Los, los, wir haben nicht den ganzen Tag. Packt eure Sachen. Ihr könnt im nächsten Semester wiederkommen. Dieses Seminar ist nur für Students of Colour.«

Es war, als würden sich tektonische Platten verschieben. Berge erhoben sich, wo vorher leere Flächen gewesen waren, die Erde barst auf und etwas brach von Niveditas Kontinent ab und trieb hinaus in die See der möglichen Optionen.

»Ich meine, das stand nicht im Vorlesungsverzeichnis«, protestierte Lotte, und Nivedita bewunderte sie für ihre Hartnäckigkeit, wenn auch nicht für ihre Fähigkeit, Gefahrsituationen einzuschätzen.

Saraswati warf Lotte einen langen Blick zu und sagte amüsiert: »Was ist so schwer an 'raus' zu verstehen, dass du es schriftlich brauchst?«

Ohne ein weiteres Wort nahm Lotte ihre Stifte-Rolle von Eisy

und ihr Moleskine vom Tisch. Die ersten Studierenden drängten bereits unter Unmutsäußerungen aus der Tür, als ein elfenhaftes Mädchen mit elfenbeinfarbener Haut, wenn der Elefant Kettenraucher gewesen wäre, die Hand hob.

»Ja?«

»Wer zählt alles als Student of Colour. Also, wo ist die Grenze?«, fragte die junge Frau unsicher.

Saraswati klatschte in die Hände: »Exzellente Frage! Wer von euch fühlt sich von dem Begriff angesprochen?«

Ein paar Studierende erhoben sich zögerlich. »Ihr könnt bleiben!«

Lotte stand ebenfalls auf, allerdings mit gepacktem Rucksack. »Kommst du mit oder bleibst du?«, flüsterte sie Nivedita zu. Die Verletzung in Lottes Gesicht schmerzte Nivedita, aber zu gehen hätte sie viel mehr geschmerzt.

»Ich bleibe«, raunte sie zurück und fügte dann nachträglich dazu, um Lotte zu trösten: »Erstmal.«

»Aber du bist doch weiß«, sagte Lotte.

»Nein. Ich bin nicht weiß«, sagte Nivedita zum ersten Mal in ihrem Leben zu einer weißen Person. Sie hatte Priti schon häufig zu erklären versucht, dass sie genauso ein Anrecht auf ihr geteiltes ethnisches Erbe hatte wie Priti, dass sie – Herrgottnochmal, beziehungsweise: *Hai Ram!* – schließlich Verwandte waren. Aber bisher hatte sie noch nie einer weißen Deutschen die Gemeinsamkeit verweigert. Doch keine Kolonialarmee der Welt hätte sie aus diesem Seminar hinausbekommen.

Bloß konnte sie das alles Lotte nicht sagen, ohne sie noch mehr zu verletzen: Schatz, ich gehöre zu einem Club, zu dem du keinen Zutritt hast. Dabei gehörte Lotte zu zahllosen Clubs, zu denen Nivedita keinen Zutritt hatte. Zum Club derer, die zum Entzücken aller mit mädchenhaft weit aufgerissenen Augen ausrufen konnten ... was auch immer Lotte ständig mit mäd-

chenhaft weit aufgerissenen Augen rief. Zum Club derer, die an Weihnachten »nach Hause« fahren und damit meinen: nach Hannover. Zum Club derer, die sich darüber beschweren konnten, dass zu wenig Frauen in den Serien vorkamen, die sie sich abends zusammen ansahen, ohne sich gleichzeitig darüber zu beschweren, dass in denselben Serien zu wenig Menschen mit mehr Melanin vorkamen.

Dabei stimmte Nivedita Lotte natürlich zu, dass sie gerne mehr weibliche Rollenmodelle gehabt hätte. Deshalb war es so aufregend, dass ein solches Rollenmodell nun so nahe vor ihren Augen hin und her stolzierte, dass sie es hätte berühren können, wenn sie auf die zerkratzte Melaminharzplatte des Tisches geklettert wäre und den Arm ausgestreckt hätte. Wahrscheinlich ging Saraswati in Wirklichkeit überhaupt nicht auf und ab, aber in Niveditas Kopf war sie zu dynamisch, um einfach nur vor ihrem Seminar herumzustehen.

»So!«, sagte Saraswati befriedigt, als sich die Tür hinter den letzten weißen Studierenden geschlossen hatte. »Dann fangen wir mal an. Warum seid ihr geblieben?« Die Stille schwoll in Niveditas Kehle an, bis sie meinte, alle ihre nie ausgesprochenen Worte würden sie zum Bersten bringen. Und während sie noch überlegte, wo sie anfangen sollte, platzte schon die Geschichte von Kali und dem Dschungel aus ihr heraus, allerdings endete sie nicht mit »um dich fester umarmen zu können«, sondern mit »um dir das Herz aus der Brust zu reißen und es durch ein stärkeres, besseres Herz zu ersetzen«.

Saraswati schaute sie ebenso lange an wie zuvor Lotte, und Nivedita überlegte, ob sie ihre Sachen packen und Lotte einfach hinterherlaufen sollte. Dann sagte Saraswati: »Wie heißt du?«

»Nivedita.«

»Komm diese Woche mal in mein Büro, Nivedita.«

IDENTITÄT:

Warum ist Kali so cool? Let me count the ways:

1. Sie ist eine Göttin. Ich meine, wo gibt es die noch? Okay, das ist Blödsinn. Es gibt genug Göttinnen. (Kann es genug Göttinnen geben? Andere Frage, anderer Post!) Aber welche der heute dominanten Weltreligionen hat noch eine Göttin, geschweige denn so viele, dass man sie unmöglich zählen kann?
2. Sie ist nackt, ohne dabei erotisch zu sein. Okay, das ist auch Blödsinn. Ich finde sie verdammt sexy. In ihrer Urform hatte Kali sogar nicht nur eine Vulva, sondern Hunderte. Move over, Venus! Kali ist eh nicht in einer Züchtig-in-einer-Muschel-stehend-die-Hand-vor-die-Brust-haltend-und-die-Beine-überkreuzend-als-müsst-sie-heftig-aufs-Klo-Form erotisch. Kalis Nacktheit sagt: Ich kann einen Bengalischen Tiger mit bloßen Händen erwürgen, also pass auf, sonst fress ich dich zum Frühstück.
3. Sie ist dunkel. Also, Schwarz. Manchmal auch dunkelblau oder dunkelbraun, und ich habe sie auch schon mal in dunkelgrün gesehen. Doch vor allem ist sie eines definitiv nicht: weiß!
4. Sie ist wild und wütend und trinkt das Blut ihrer Widersacher*innen. So will ich meine Göttinnen. Okay, so will ich selbst sein: wild und furchteinflößend und unkalkulierbar, oh ja, und einen Rock aus den abgerissenen Armen meiner Feind*innen hätte ich auch gerne. Okay, okay, am liebsten hätte ich gar keine Feind*innen, weil ich zu furchteinflößend wäre, als dass Leute mir blöd kämen.
5. Kali liegt beim Sex oben.

»Kali liegt beim Sex oben«, sagte Saraswati. »Warum ist das wichtig? Schließlich kann doch jede Göttin so Sex haben, wie sie will.«

Ich bin hier richtig, dachte Nivedita. *Ich bin richtig!* Der Gedanke erschreckte sie ebenso sehr, wie er sie erregte.

»Weil es keine private Vorliebe ist, sondern eine politische Entscheidung«, beantwortete Saraswati ihre eigene Frage. »Ihr alle kennt die Geschichte von Schneewittchen und dem Prinzen.« Mit dramatischer Geste richtete sie die Fernbedienung auf den Beamer und die Powerpoint-Präsentation sprang an. Die erste Folie zeigte einen Glassarg, über dem ein Märchenprinz aufragte. Die nächste hatte denselben Bildaufbau, nur dass dieses Mal weiß und leblos der indische Gott Shiva auf dem Boden lag und Kali nicht über, sondern auf ihm stand. Saraswati lächelte ihr Kaliälcheln und begann: »Hier seht ihr den toten Shiva. Shiva ist shava, also ein Leichnam, weil er entschieden hat, sich asketisch aus der Welt zurückzuziehen. Und es ist Kali, die Shiva zum Leben erweckt, indem sie ihn ... nein, nicht küsst. Sondern? Richtig! Mit ihren anderen Lippen küsst. Daraus ergeben sich einige interessante Fragen zu Consent, darauf werden wir später im Semester zu sprechen kommen. Heute ist für uns vor allem interessant, dass sich Kali weigert, unsichtbar zu sein. Sie zwingt Shiva dazu, sie wahrzunehmen und dadurch auch wieder mit dem Leben um ihn herum mitzufühlen. In diesem Mythos geht es also darum, zu erkennen, dass alle und alles eine Seele hat, die respektiert werden muss. Es geht um Liebe als revolutionären Akt.«

Klick, und der Beamer zeigte Mahatma Gandhi.

Klick: Martin Luther King.

Klick: bell hooks.

Nivedita schrieb mit, als hinge ihr Leben davon ab. Normalerweise malte sie während der Vorlesungen nackte Frauen in

ihre Unterlagen und notierte nur hin und wieder einzelne Worte wie *social constructivism*, *brute facts* oder ganz neu: *critical race theory*. Saraswati war die erste Professorin, bei der ihr solche Stichworte zu immer neuen Sätzen anwuchsen, und das, weil die Sätze direkt zu Nivedita sprachen, weil *Saraswatis Sätze direkt über Nivedita sprachen*.

»Und warum ist Liebe so ein revolutionärer Akt? Weil das das erste ist, was man Menschen beibringt, die man kolonialisieren/unterdrücken/diskriminieren will: Dass sie nicht zu den liebenswerten Subjekten gehören«, sagte Saraswati und schrieb Nivedita. »Das ist so bedeutsam, weil wir nur für lebenswerte Subjekte Empathie empfinden, weshalb wiederum auch nur sie diese Empathie einklagen können. Es ist kein Zufall, dass alle verschiedenen diskriminierten Gruppen und Individuen die Empfindung teilen, dass sie weniger wert sind als andere. Genauer gesagt: dass sie weniger Liebe wert sind. Jemanden wie mich kann man nicht lieben« ist keine individuelle Aussage und verweist auf kein individuelles Problem, sondern auf ein soziales. Was natürlich zu einem individuellen Problem werden kann. Aber das ist ein anderes Thema. Heute spreche ich mit euch über strukturelle Probleme.«

Das Mädchen mit der senfgelben Brille und dem Wachdruck-Turban neben Nivedita wurde unruhig und flüsterte: »Ich dachte, es geht um Rassismus.«

Nivedita flüsterte zurück: »Ey, es geht hier um Rassismus.« Und wunderte sich, woher sie die Vehemenz nahm.

»Denn das ist das Perfide an Liebe, respektive an Liebesentzug, als politischer Waffe, dass es nicht um eine ›reale‹ Bedrohung gehen muss, sondern dass die Angst, Liebe zu verlieren/nie zu bekommen/weniger Liebe zu erhalten bereits ausreicht, um Menschen psychisch und sogar physisch zu verkrüppeln.« Saraswati sah ihnen einer nach dem anderen tief in die Augen.

Bevor sie weitersprach, vergingen mehrere Minuten, doch niemand bemerkte es, weil sie alle in Gedanken bei ihren eigenen Liebesdefiziten waren. Das Mädchen, das sich eben noch darüber beschwert hatte, dass es hier nicht genug um Rassismus ging, weinte eine scharfe, einsame Träne und machte keine Anstalten, sie zu verstecken.

Während ihrer Beziehung mit Simon würde Nivedita immer wieder die Notizen aus diesem ersten Seminar bei Saraswati herauskassieren und: *Shit, shit, shit!* denken.

In diesem Moment dachte sie aber nur: *Wow, wow, wow!*

Nachdem Saraswati mit jeder und jedem Augenkontakt gemacht hatte, griff sie in ihre mit Büchern vollgestopfte Ledertasche und zog ihren Bestseller im selben Moment heraus, indem sie ihn auf die Kopfwand des Raumes projizierte. »Dekolonisation bedeutet, dass wir nicht nur die Wissenschaft und Politik, nicht nur die Theorie und die Praxis, sondern auch unsere Seelen dekolonisieren müssen«, sagte sie und schrieb *Decolonize your Soul* an die Tafel. »Wir können nur wertschätzend mit anderen Menschen of Colour umgehen, wenn wir lernen, uns selbst wertzuschätzen. Bevor wir unsere Feinde lieben, sollten wir erst einmal besser mit unseren Freunden umgehen.«

Auf der Unitilette hatte jemand »breasts not bombs« durch »Viva la Vulvalation« ergänzt. Nivedita machte ein Selfie und überlegte, wie sich in Worte fassen ließ, was gerade geschehen war: *Saraswati entdeckt zu haben, fühlt sich an wie eine Party, die nur für uns gegeben wird?*

Aber auch ohne ihren Blog, ohne ihr Twitter und Instagram verbreitete sich die Nachricht über Saraswati ruckartig durch jene geheimen Kanäle, die immer dafür sorgten, dass alle relevanten Menschen alle relevanten Informationen erhielten. Innerhalb der nächsten Wochen stießen mehr und mehr Students

of Colour aus allen möglichen Studienfächern und sogar von anderen Unis zu ihnen. Saraswati war die einzige Professorin, die einen Nasenring trug. Saraswati war die einzige Professorin, die Saraswati war. Identitätspolitik war groß. Niveditas Verständnis von Identitätspolitik war klein. Und alle hatten eine gute Zeit.

Alles, was Nivedita wusste, war, dass sie plötzlich jemand war. Eine Person mit einer Vergangenheit und daraus resultierend wahrscheinlich auch einer Zukunft. Sie war keine Abwesenheit mehr, kein unbeschriebenes Blatt, wo Kindheit und Jugend in einer deutsch-deutschen Familie sein sollten. Sie war plötzlich Anekdoten und Erinnerungen und Körpergedächtnis, weil ihre Anekdoten und Erinnerungen plötzlich Bedeutung erhielten. Und erst ihr Körpergedächtnis!

Weshalb Nivedita sich daranmachte, möglichst viele neue Körpersensationen zu sammeln. Sprich: Sie schlief zum ersten Mal in ihrem Leben mit Männern of Colour.

Hatten sie sich bis dahin vorsichtig umkreist und dann höflich gemieden, um sich jeweils *weißen* Sexualpartner*innen zuzuwenden, aus Angst, sich mit ihrer Fremdheit anzustecken – oder herauszufinden, dass sie gar nicht so besonders waren, wie sie stets behandelt wurden –, eröffnete sich ihnen nun ein komplett neues Buffet sexueller Möglichkeiten: Bist du homo, hetero, inter- oder intraracial?

Sex mit anderen PoCs bedeutete für Nivedita, das erste Mal ohne ihren unique selling point zu sein. Das erste Mal nackt. Die Sache kulminierte, als sie sich in Anish verliebte, dessen Eltern beide aus Kerala kamen und nicht wie Niveditas aus West-Bengalen und Polen und von überall her. Sie wartete auf den unvermeidlichen Moment, an dem er sagen würde: »Du bist ja gar keine echte Inderin«.

Stattdessen sagte er: »Ich frage mich manchmal, was meine Eltern sehen, wenn sie mich anschauen. Eine Kartoffel?«

Sie lagen in seinem WG-Zimmer auf der Matratze. Durch das offene Fenster wehte der Geruch von Herbststernen herein, und die entsetzte Stimme seines Mitbewohners, der bei ebenfalls offenem Fenster von seinem Beziehungspartner verlassen wurde. Während die beiden sich ad hominem an den Kopf warfen, presste Anish seinen Körper an Niveditas, als wäre sie das einzige, was ihn vor dem Abgrund, der sein Leben war, bewahren konnte.

Es war ein Aphrodisiakum, dass Anish Sex mit ihr als Beweis dafür ansah, dass er war, wer er dachte, dass er war. *Aber bin ich, wer ich denke, dass ich bin?*, dachte Nivedita.

2

»You're a coconut.« Jemand sagte das bei Niveditas erstem Besuch in Birmingham zu ihr, und sie verstand kein Wort. Also, sie verstand jedes Wort, aber sie wusste nicht, was das bedeuten sollte. Sie wusste noch nicht einmal, welches der anderen Kinder es zum ersten Mal ausgesprochen hatte, aber plötzlich sagten es alle: Coconut! Coconut!

Sie war acht und es war Sommer, grell und gelb wie Art Stuff Glitter Lotion, wie Kurkumareis, wie die Duftbleistifte, die sie und ihre dreizehn Monate ältere Cousine Priti anspitzten, bis sie Stummel waren, um ihren synthetischen Duft zu inhalieren. Die Fächer des Spitzspans schwebten in Locken auf das mit Kreide in Himmel und Hölle geteilte Pflaster der Gasse entlang der Hinterhöfe. Auf einem Stapel Paletten, einer Kühltruhe, aus der die Kabel quollen wie Darmschlingen, und einem verbeulten Einkaufswagen saßen und kauerten Kinder, die alle aussahen wie Nivedita.

jenseits-von-Echt zu haben und sich keinen starren Platz in den Ruinen der verschiedenen Empires zuweisen zu lassen. *Feiere, als gäbe es kein Gestern!*

3

All das wusste Nivedita noch nicht, als sie auf der Kühlruhe in Balti Heath saß und die Sohlen ihrer Sandalen gegen das weißlackierte Metall klapperten. Der Himmel war einer dieser blauen, blankgescheuerten Himmel. In der Luft lag der Geruch von Benzin und Staub. Die Scherbe war schilfgrün mit gelben Sprenkeln und leicht gebogen, als wäre sie ein echter Fisch, den Nivedita durch das Wasser eines Sees sehen würde, auf dem sich das Sonnenlicht spiegelte. Doch war sie fest und real in ihrer Hand. Fest und scharf an ihrem braunen Arm. Außen braun und innen ... »Ich bin von innen nicht weiß, ich bin rot: Look!«

In diesem Moment hatte sie die ungeteilte Aufmerksamkeit der anderen Kinder und, ja, sogar so etwas wie Respekt.

»Und wer ist rot? Indians!« Triumphierend, als wäre es okay, einen Rassismus durch einen anderen zu ersetzen: »I'm an Indian!«

»American Indian«, sagte ein Mädchen mit Dreadlocks verächtlich.

Nivedita wollte widersprechen, doch fehlten ihr die Worte. »Anglo Indian«, fiel ihr schließlich ein, und alle brachen in schallendes Gelächter aus. Der Schnitt begann zu brennen und sie musste dringend pinkeln und noch dringender weinen, als sie plötzlich eine Hand an ihrer Schulter spürte. Jemand klopfte ihr auf den Rücken. Sie hatte nicht gedacht, dass das Kinder außerhalb von Enid-Blyton-Büchern taten. Aber unbestreitbar

klopfte ihr einer der älteren und cooleren Jungen auf den Rücken, seine Hand sicher und warm wie eine Liebkosung: »Good for you, coconut!«

Es war dieselbe Stimme, die das Kokosnussetuschel anfangen hatte.

»Coconuts aren't nuts. They're fruit«, verkündete Priti und sprang von der Kühltruhe. Für Nivedita war das der Sprung, mit dem Priti aufhörte, lediglich ihre Cousine zu sein, um als ihre Cousine plus Freundin auf dem Schotterboden zu landen.

Zumindest war sie das von da an zeitweise, weil Priti Nivedita ihre Zugehörigkeit auch jederzeit wieder entziehen konnte, wenn ihr danach war, also jederzeit. Und dieses Entziehen ging nur in eine Richtung. Denn Priti hatte etwas, das Nivedita fehlte – eine Mutter im Sari, um genau zu sein –, weshalb sich Nivedita immer wie eine Imitation von Priti fühlte, wie die Coverversion eines Klassikers, ein verschnittenes Getränk, während Priti Single Malt war. Niveditas Problem war nicht, dass sie keine klar umrissene Identität hatte. Ihr Problem war, dass sie das Gefühl hatte, Identitäten seien etwas für andere Leute. Und sie hätte kein Anrecht darauf, weil sie zwischen alle Kategorien und durch alle Ritzen fiel. Sogar die meisten Theorien zu Rassismus bezogen sich nicht auf Menschen wie sie, sondern auf ... eindeutigeren Menschen. Auf Menschen, denen zwar ein *Hier* verweigert wurde, die aber ein *Da* in ihren Herzen trugen, eine Herkunft, zumindest eine Herkunft der Eltern – und nicht diesen unübersichtlichen Mischmasch aus Herkünften und Verbundenheiten, der kein Muster ergab, keine Struktur, nur ein Chaos an Kokons, ein Gewirr von Geschichten, die sie kaum kannte und die keinen Sinn ergaben.

Nivedita hatte sich nie irgendwo repräsentiert gefühlt, bis Saraswati in jenes erste Seminar hereingerauscht kam. In die-

dem Sinn war Saraswati mehr ihre Familie als ihre echte Familie mit ihrer überempfindlich leidenden Mutter und ihrem schweigenden Vater, der seine Geschichten niemandem erzählen konnte, nicht einmal sich selbst, aber vor allem nicht seiner antirassistischen Tochter, deren Wut auf das System nur von ihrer Wut auf ihn – weil er nicht wütend genug war – übertroffen wurde. Nivedita brauchte Saraswati, um herausfinden zu können, wer sie war.

Und nachdem Priti ihre Bombe platzen gelassen hatte, wusste Nivedita jetzt nicht mehr, wer Saraswati war.

DOWN ON ME

1

In diesem Moment begann Priti am anderen Ende der Leitung zu weinen: »Es tut mir so leid!«

»Was genau? Was hast du getan?«, flüsterte Nivedita. Das letzte Licht floss so schnell aus dem Zimmer, als hätte jemand den Stöpsel gezogen, und ließ sie gestrandet auf ihrem Bett zurück, nur beleuchtet von ihrem Laptop mit dem Foto der aschblonden Saraswati ohne alles, was sie zu Saraswati machte. So wie Niveditas Kleiderstange, ihre Regale aus Weinkisten und der Küchentisch mit Besteckschublade, den sie auf dem Sperrmüll gefunden hatte und als Schreibtisch benutzte, ihre Unverkennbarkeit verloren und zu etwas Anderem, Unbekanntem wurden. Nur Priti blieb sich selbst treu: »I've got to go, Niv!«

»Wartet!«, schrie Nivedita entgegen aller Erfahrungen mit ihrer Cousine, doch die hatte bereits aufgelegt und nahm nicht wieder ab. Einsamkeit schwappte wie eine Panikattacke über Nivedita, und sie scrollte durch alle verpassten Anrufe: Priti. Lotte. Priti. Ihre erste Mitbewohnerin Barbara. Priti. Ihre Mutter. Lotte. Mehrere Kommiliton*innen. Priti. Verena vom Deutschlandfunk heute Vormittag ... Verena?

Doch als sie auf Rückruf drückte, erreichte sie nur Verenas Voicemail. Mit dem Licht schien auch die Wärme des Tages aus dem Zimmer geströmt zu sein, und Nivedita wickelte sich

die Decke in der Dunkelheit um die Schultern. Davon wurde ihr zwar nicht wärmer, aber die Körperteile, die nicht unter der Decke waren, fühlten sich kälter an. Die kalte, weiße Saraswati starrte sie mit gespitzten Lippen vom Laptop aus an.

»Hallo, Kali? Bist du da?«, flüsterte Nivedita in das leere Zimmer.

Ich bin immer da, antworteten die Schatten.

Anish war der erste Mann gewesen, mit dem Nivedita sich nicht wie ein Alien gefühlt hatte, oder zumindest nicht wie das einzige Alien in der Beziehung, allerdings war Anish depressiv und Nivedita trotz ihrer generellen Geworfenheit ein chronisch fröhlicher Mensch. Und so tickte die Uhr ihrer Beziehung, auch wenn sie sie so lange nicht hörte, bis Anish ihr eines Tages beim Mittagessen in der Mensa eröffnete, dass er nach Indien gehen werde, um sich selbst zu finden.

»Du kannst nicht nach Indien gehen, um dich zu finden, du bist Inder«, sagte Nivedita entsetzt.

»Eben«, sagte Anish, als wäre damit alles gesagt.

»Und was ist mit mir ...?« Nivedita spielte panisch durch, was passieren würde, wenn sie Saraswati, ihren Blog, die WG zurückließ, um für unbestimmte Zeit mit Anish durch Indien zu reisen. Zu ihrer Bestürzung stellte nichts ein ernsthaftes Hindernis dar: WG-Zimmer ließen sich untervermieten, Saraswati versuchte schon lange, sie zu überzeugen, nach Shantiniketan zu gehen und dort für ein oder zwei Semester an der Visva-Bharati University zu studieren, und ihr Blog ... ungebeten poppte vor ihrem geistigen Auge ein neuer Header auf, gelbe Buchstaben wie Flammen, dazu gute Fotos auf Instagram und auf Twitter nur: *Identitti presents: A revised Passage to India*. Doch Anish schaute sie bloß unendlich traurig an und Nivedita wurde klar, dass sie bei seiner Selbstfindung keine Rolle spielte.

Tat sie natürlich doch, allerdings in negativer Form. »Wenn ich mit dir zusammen wäre, würde ich immer versuchen, der Mann zu sein, den du brauchst«, sagte er mit einer Wehmut, die sie vollkommen ausfüllte und keinen Raum für ihren eigenen Schmerz ließ. Anish griff tröstend über den Tisch, um ihre Hand zu nehmen, verlor jedoch unterwegs die Orientierung und begann, mit einem Fleck Salatsauce ein Om-Zeichen zu malen. Nivedita schaute auf seine Finger, die zu lang und schlank für seine pummeligen Handflächen waren, und versuchte verzweifelt, sich jede Linie und jedes Grübchen einzuprägen.

Und was ist so schlimm daran, der Mann zu sein, den ich brauche?, fragte sie nicht, sondern bloß: »Wann kommst du zurück?« Noch während sie die Worte aussprach, merkte sie, dass sie keinen Sinn ergaben.

Doch Anish liebte sie zu sehr, um sie darauf aufmerksam zu machen.

Und Nivedita liebte ihn zu sehr, um ihn auf die Absurdität von Manchmal-muss-ein-indischer-Mann-tun-was-ein-indischer-Mann-tun-muss aufmerksam zu machen, also sagte sie als Antwort auf sein Schweigen: »Ich verstehe dich.«

Und es stimmte, sie verstand ihn. Das war das Problem mit Anish, dass sie ihn immer verstand. Was bloß nicht bedeutete, dass dadurch irgendetwas in Ordnung war.

Erst als Anish zu seiner Sprechstunde mit Saraswati aufgebrochen war, erwischte sie die volle Wucht seines Vorhabens. Nivedita hatte schon immer wie ein *desi* Mädchen geweint, laut und luxuriös. Niemand musste ihr beibringen, dass Weinen etwas war, was man mit dem ganzen Körper machte. Und so lief sie über den Campus, als wäre ein boshafter Geist in sie hineingefahren und schüttelte sie, dass ihr die Zähne klapperten. Wie

eine Lösung all ihrer Probleme griff ein Arm durch diese Welle aus Schmerz und hielt sie fest und Simons Stimme fragte: »Wo kommst du denn her?«

Nivedita kannte Simon aus dem AStA und von Demonstrationen, wo sein Handy die Notfallnummer war, die man im Falle einer Verhaftung anrufen sollte, weil er Jura studierte – auch wenn er stets den Eindruck erweckte, dass seine Nummer an Studierende-of-Colour-Referatler*innen wie sie verschwendet war, weil Identitätspolitik *keine echte Politik* sei. Deshalb entgegnete sie, so stolz es ihr mit laufender Nase gelang: »Du musst jetzt ganz stark sein: Von hier. Ich komme genauso von hier wie du.«

»Nein, ich meine, wo kommst du gerade her? Ich habe dich doch eben noch in der Mensa gesehen«, sagte Simon ohne seinen Griff zu lockern. »Ist alles in Ordnung mit dir?« *Eine gute Frage. Wie lautet die Antwort? Oder meine ich: Wie lautet deine Telefonnummer?*, dachte Nivedita. Sie atmete den Kaschmir- und Seidengeruch seines Pullovers und die Sandalaromen seiner Haut ein und hatte plötzlich das Gefühl, dass es vielleicht doch einen tiefen Sinn hinter den Dingen gab, die einem im Leben passierten.

Am Anfang war es magisch, mit Simon zusammen zu sein. Nivedita verbrachte die Hälfte ihrer Zeit damit, Anish bei seinem endlosen Abschied zu unterstützen, die andere Hälfte in Simons taubenblauem Clio auf ebenso endlosen Fahrten durch die herbstliche Niederrheinlandschaft und die dritte Hälfte mit deutlich weniger endlosen Essays für Saraswati, die sie jedes Mal vor der Abgabe für ein Posting abfotografieren und nach der Benotung nahezu unverändert auf ihrem Blog veröffentlichen konnte.

Das Leben machte tatsächlich zum ersten Mal Sinn, bloß konnte nur Simon ihn aus den Stoppeln der abgemähten Felder lesen und aus den Krähen, die vor ihnen von den Hochspannungsleitungen aufstoben. Wenn sie anhielten und mit wehen-

den Haaren Tee aus seinen Edelstahl-Thermobechern tranken, betrachtete er das Orakel aus Rabenvögeln und verriet ihr: »Ich hätte nicht gedacht, dass ich so etwas jemals wieder für einen Menschen empfinden könnte.« Nivedita inhalierte den be- rauschenden Wollwachsgeruch seiner trotz der Loden über- raschend schönen Lodenfleece-Jacke und spürte, wie sich die Wärme des Tees in ihrer Brust ausbreitete. Was so etwas war, verriet Simon ihr nicht. Er war genau wie Anish, nur verzweifelter und in weiß, wodurch Nivedita sich hinreichend sicher war, dass er nicht plötzlich die Tasche packen und in ein unbekanntes Heimatland aufbrechen würde. Sie konnte nicht wissen, dass er gar keinen Anlass brauchte, um seine Tasche zu packen.

Weil der Gedanke an Simon so exquisit schmerzte, öffnete Nivedita sein Facebookprofil. Da er nie einen Beziehungsstatus eingetragen hatte, konnte sie aus seinem unveränderten Status nichts schließen. Allerdings hatte er seit ihrem Letzten Telefonat – mit großem L – ein Foto von einem orangen Müllauto mit einem ACAB-Graffiti darauf gepostet, davor seine Hand mit einem farblich passenden Getränk, und davor die Spruchweis- heit: *Leute, die fragen, ob das Glas halbvoll oder halbleer ist, haben nicht mitbekommen, dass man das Glas nachfüllen kann.*

Während Nivedita noch das Bild anstarrte, kommentierte es eine Marina mit einer Reihe Emojis, denen zufolge sie sich so sehr darüber amüsierte, dass ihr so viele Köpfe wuchsen wie einer indischen Göttin, und jeder dieser Köpfe lachte Rotz und Wasser. Nivedita klickte auf Marinas Namen und fand heraus, dass sie Marie Kondo mochte, oder zumindest schloss sie aus den unzähligen geposteten Artikeln, die Marie Kondo bashten, dass Marina ein gesteigertes Interesse an Marie Kondo hatte. Das einzige, was Marina nie postete, waren Bilder von ihr selbst, mit denen Nivedita sich hätte vergleichen können.

Mit den ersten Noten der Internationale meldete sich ihr Messenger: »Hast du schon gesehen? Saraswati hat jetzt ihren eigenen Hashtag?!!!«, schrieb Lotte.

NEIN!!!, schrieb Nivedita nicht zurück, sondern: »Nein, wel- chen?«

»Was hältst du von der Forderung, sie zu feiern?«, schrieb Lotte anstelle einer Antwort. Doch Nivedita hatte den Hashtag, besser gesagt die Hashtags, bereits gefunden:

Nennt mich Zadie @OutsideSisters Neuer Rekord in cultural ap- propriation #SaraswatiShame

Fatma Aydemir @fatma_morgana das mit »PoC ist eine Selbst- bezeichnung« war eigtl anders gemeint #SarasWhitey

Sibel Schick @sibelschick Almans wünschen sich hart, rassis- tisch unterdrückt zu werden. Aber geht halt nicht, deshalb malen sie sich die Haut einfach mal paar Nuancen dunkler wie so ein Peinlo Peter am Rosenmontagszug. #Saraswati- Shame

Hexotism @GauguinIstTot Kartoffel will Chappati sein #Saras- watiShame #SaraswatiNeverAgain

Derya X @BrownLikeMe WTF?!! #SarasWhitey

Backelchen @FrolleinVerpissDich #Saraswatishame Das ist nicht Rassismus, das ist einfach nur widerlich

Thorben Rachel @DrDr Der Islam gehört nicht zu Deutschland!

»Sie zu feiern?«, schrieb Nivedita verblüfft an Lotte.

»Sorry: Tippfehler! Was hältst du von der Forderung, sie zu FEUERN!!!«

Valerie Solanas II @AntiJaneEyre Wann zieht die Uni Düsseldorf endlich Konsequenzen? #SackSaraswati

Nennt mich Zadie @OutsideSisters Saraswati hat uns lange genug

gesagt, was wir denken sollen, jetzt sagen wir ihr, was sie nicht mehr denken darf #SackSaraswati

Fatma Aydemir @fatma_morgana white privilege at its best: wenn es money und fame gibt, wollen sie plötzlich so sein wie wir

#SarasWhitey

Minh Thu Tran (Trần Võ Minh Thư) @tran_vominhthu Wisst ihr, was mich bei #Saraswati so ärgert? Ich hab mir nicht ausgesucht, wie ich aussehe. Weil ich BPoc bin, musste ich mich Rassist sein stellen und mich damit beschäftigen. Sie hat die »Wahl«, sich als rassifizierte Person wahrnehmen zu lassen, um »gläubwürdiger« zu wirken. Absurd.

POC Referat Düsseldorf @POC_Hochschulreferat Ein Wort mit

Doppel-i? Profinderin #SaraswatiGate

Karen Heimann @ARoseByAnyOtherName Morgen Demo 12:00 ab

Haus der Universität #SackSaraswati #Rassismus #Düsseldorf

Der Hesse @DerHesse Der Islam gehört nicht zu Deutschland!
#kündigtSaraswati

Das alles war so unfassbar, dass Nivedita sich einen irrationalen Moment lang freute, gerade nicht über Simon nachdenken zu müssen, während sie der pochenden Ader von Tweets ins Herz des zuckenden Labyrinths hinein folgte. Doch so viele Windungen von Wut sie auch hinabschaltete, das Monster wartete immer weiter gleich hinter der nächsten Biegung, so knapp außerhalb ihres Blickfeldes, dass sie seinen Atem als ihre eigene Panik spüren konnte.

Irgendwann begannen ihre Augen vom Bildschirm abzurücken, Lichtquelle zu brennen, oder von den Verletzungen, die es hervorrief, oder von beidem, trotzdem war es ihr unmöglich, den Abgrund zum Lichtschalter zu überwinden. Der Baum brannte nur durch das Geräusch eines Schlüssels im Schloss der Wohnungstür gebrochen werden.

»Darf ich dir unsere asiatische Putzfrau vorstellen?«, rief ihre erste Mitbewohnerin Barbara aus dem Flur und stieß die Zimmertür auf. »Sag Namaste zu Nivedita! Das ist ausländisch und heißt Namaste, denn Nivedita kann nicht so viel Deutsch.«

»Ich kann nicht so viel Deutsch«, sagte Nivedita zu dem älteren Mann (seit wann vögeln alle ältere Männer?), der peinlich berührt hinter Barbara stand und anstelle einer Begrüßung eine flache Monkey Shoulder in ihre Richtung schwenkte.

»Den Satz habe ich ihr gleich als erstes beigebracht«, lachte Barbara, die so aussah, als hätte sie gerade Sex im Taxi gehabt, was wahrscheinlich zutraf.

»Den Satz hat sie mir gleich als erstes beigebracht«, lächelte Nivedita und merkte, dass sie sich nicht mehr ganz so fatalistisch fühlte. Barbaras Anwesenheit hatte immer diese Wirkung auf sie. Außerdem hatte sie das Licht in der Diele eingeschaltet.

»Hast du schon gegessen?«, fragte Barbara. »Wir haben Bimbap mitgebracht.«

Nivedita schälte sich aus ihrer Decke und folgte den beiden in die Küche, wo Barbara Kerzen anzündete und ihren immer noch befangenen Galan beauftragte, Teller auf den Tisch zu stellen. Nivedita, die zufrieden gewesen wäre, aus den Plastikschalen zu essen, fühlte, wie die Wohnung wieder zu atmen begann, weil Barbara da war. Dummerweise war sie nicht so häufig da.

Hast du die Vorwürfe gegen Saraswati ...«, begann Nive-

zu ihrer Überraschung antwortete Barbaras Begleiter: »Ja, das klingt nicht wahr?«

»Natürlich«, unterbrach ihn Barbara ungerührt und presste die beiden Takeawaypackungen mit ihrem Körpergewicht in den Bauch des Mülleimers. »Ich finde das eher Punkrock.«

»Punkrock?«, entgegnete er perplex.

»Paul ist ein Kollege von Saraswati«, erklärte Barbara und küsste ihn voll auf den Mund. »Er muss so pikiert tun, um zu vertuschen, dass er sich gerade mit einer Studentin strafbar macht.«

»Strafbar?«, wiederholte Paul, und dann: »Punkrock?«

»Klar, fällt dir etwa etwas Radikaleres ein?«

Nivedita hätte Barbara ebenfalls küssen können.

Paul war weniger begeistert. »An der Uni haben wir schon genug Probleme mit Miss Jean Brodie«, murmelte er.

»Das ist ein super Film über eine Ähnlichkeiten-zu-Personen-die-wir-alle-kennen-sind-rein-zufällig-Star-Lehrerin, solltest du dir unbedingt anschauen«, informierte Barbara Nivedita.

»Buch, das ist ein super Buch«, berichtete Paul, pflückte einen Flyer mit der Aufschrift *Fuck Patriarchy! Feminismus Fotzt!* vom Kühlschrank und notierte auf die Rückseite: *Muriel Spark – worauf ihm Barbara den Flyer aus der Hand zog und erklärte: »Film! Das Original ist langweilig.«*

Nivedita versuchte, die W-Fragen zu klären – war es wirklich strafbar, konsensuellen Sex mit seinen Student*innen zu haben? (Nein); was bedeutete »Kollege«, wenn sie Paul noch nie in den Postcolonial Studies über den Weg gelaufen war? (Wie sich herausstellte war er ein Professor für klinische Psychologie, genau wie Priti fückte auch Barbara vorzugsweise mit Leuten mit höherem sozialen Status); wie lautete der Buchtitel? (*The Prime of Miss Jean Brodie*) –, um nicht über die S-Frage nachdenken zu müssen: Was bedeutete Saraswatis Superhoax für Niveditas Studium, und vor allem für Niveditas Leben?

»Denk niemals mit leerem Bauch über Probleme nach«, unterbrach Barbara ihre Überlegungen. »Wenn du doch mit leerem Bauch über Probleme nachdenken musst, dann iss vorher.« Barbara hatte riesige Augen, riesige Brüste und einen ironischen

2

Mund, der aussah, als könne er mehr Köstlichkeiten schmecken als jeder andere Mund. Obwohl Barbara blonder und wenn überhaupt möglich eher hellhäutiger war als Lotte, wäre Nivedita niemals auf die Idee gekommen, sie weiß zu nennen.

Kurz nach ihrem Einzug hatten Barbara und Nivedita zusammen in der Küche gegessen, statt zur Uni zu gehen. Barbara nahm einen Kholrabi aus dem Kühlschrank und entfernte die Schale in einer perfekten grünen Spirale, während Nivedita ihr erklärte: »Rassismus bedeutet nicht – oder zumindest nicht nur –, dass andere Menschen denken, dass du nicht dazugehörst. Rassismus bedeutet, dass du dich selbst als nicht zugehörig empfindest.«

»Komm mal zurück auf den Teppich, das geht mir doch genauso«, sagte Barbara. Ihr Vater war Friseur in Krefeld, und wie für Nivedita versteckte sich auch für sie die Vorstellung, nach der Uni in einem intellektuellen Beruf zu arbeiten, hinter einer ganzen Abschottungszone aus unsichtbaren Mauern. Doch im Gegensatz zu Nivedita schloss sie daraus, dass Mauern dazu da waren, mit einem Bulldozer durch sie hindurchzubrechen.

»Du würdest dich gut mit meiner Cousine Priti verstehen«, bemerkte Nivedita. Das war das größte Lob, das sie kannte.

Barbara streute unbeeindruckt Salz auf die Kholrabischeiben. »Hmm ... ich verstehe mich meistens nicht so gut mit den Ladies.«

Es verwirrte Nivedita noch immer, dass Barbara keine Feministin war.

Alle Menschen, mit denen sie befreundet war, waren Feminist*innen, viele von ihnen bereits in zweiter Generation.